

# Auf der Jagd nach Sechzig-Tausend.

Erzählung eines Privatdetektivs.  
Von Thorwald Vogarud.

(2. Fortsetzung.)

„Ja, Bühring wohnte hier, bis er verhaftet wurde wegen —“

„Was jagte Sie?“

„Und nun erzähle die geschwätzige alte Dame noch einmal die ganze Geschichte.“

„Als sie fertig war, fragte Hell: „Wissen Sie etwas Näheres über sein Leben und Treiben in den letzten Wochen vor seiner Verhaftung?“

„Ob ich weiß? Ja, das sollte ich meinen. Ich erinnere mich daran, als ob es gestern geschehen wäre. Nun bin ich seit bald dreißig Jahren Witwe gewesen und habe mein Kosthaus geführt, mein Mann war Stiefkapellmeister, sage ich Ihnen.“

„Ja, sehen Sie — er wurde an einem Sonnabend verhaftet. Am Montag vorher las ich in der „Morgenpost“, daß in der Aktienbank eine große Summe Geld gestohlen worden war. Weil Bühring bis Mittag noch nicht zu Hause gekommen war, so wurde mir bange zu Rute, mir kam es bei- nahe vor, als ob er einen Finger mit im Spiel hätte. Am Nachmittag machte ich einen Gang in die Stadt und dort begegnete ich Bühring, er kam gerade vom Telegraphenkomptoir. Er ging schnell auf mich zu und erzählte mir, was ich bereits am Vormittag vernommen hatte, aber ich konnte ihm nichts anmerken. Er war während der Nacht nicht daheim. Am Dienstag — na, wie war's doch — ja, am Dien- stags Nachmittag kam ein sonderbarer Mann zu mir und fragte nach ihm.“

„Vielleicht ein Polizeigagent?“

„Nein, das war er kaum. Er sah aus wie ein Bauer oder so etwas, er trug wenigstens silberne Knöpfe an der Weste.“

„Wie alt war er ungefähr?“

„Etwas 40 Jahre, vermuthlich.“

„War nichts an ihm, das Ihnen speziell auffiel?“

„Er sah aus wie die meisten solcher Leute. Ich meine übrigens, daß alle Gebirgsbewohner einander gleichen.“

„Kam er nicht wieder?“

„Nein, ich habe ihn später nicht wieder gesehen. Als Bühring am Abend heimkam, erzählte ich ihm das Ge- schehene. Er antwortete nichts darauf, sondern ging auf sein Zimmer. Dort hörte ich ihn einige Zeit auf und ab gehen und etwas bei sich selber mur- meln.“

„Nun ja,“ meinte sie schließlich, „Sie wissen, daß ein wenig Reugierde unter solchen Umständen dazwischen ist. Und überdies hört man im Speisezimmer alles so leicht.“

„Was sagte er also?“

„Der Narr,“ sagte er, „der verd... Dummkopf,“ rief er mehrere Male aus. Das war alles, was ich hörte, dann zog er sich anders an und ging aus.“

„Haben Sie dieses niemand sonst erzählt? Zum Beispiel der Polizei, — denn dieselbe besuchte Sie wohl da- mals?“

„Nein, das hat ich nicht. Es war ein junger Grünhansel von einem Polizeikommissar, der hierher kam, und als ich ihn zu berichten begann, was ich wußte, ersuchte er mich sehr un- höflich, zu schweigen, und nicht zu beant- worten, was man mich fragte. Denn wie es mir vorkam, handelte es sich nur darum, über sein Verhältnis zu der vernünftigen Sängerin ins Klare zu kommen, und darüber konnte ich nichts erzählen, denn sie hütelte sich wohl, mein Haus zu betreten. Ich bin eine respectable Person aus guter Familie und habe immer Ordnung ge- halten im Hause, seit ich Pensionäre an- genommen habe.“

„Hell mußte über Beredsamkeit auch einen kleinen Dämpfer aufsetzen, um zu fragen, ob sie sich an nichts weiter aus der erwählten Zeit erinnern könne.“

„Nein, ich weiß sonst nichts. In den letzten Nächten war er nicht daheim und am Sonnabend wurde er verhaftet... Ja, das war eine so große Schande, daß ich viel dafür gegeben hätte, um sie ungeschehen zu machen.“

„Sie glauben also nicht, daß er un- schuldig verurtheilt wurde?“

„O nein, wie können Sie so etwas glauben? Woher würde er sonst das viele Geld genommen haben, das er in der letzten Zeit verschwendete? Er war ja alterslos und hatte kein Vermögen. Er war mandamental kaum im Stande, die Miethe zu bezahlen, aber Gott sei Dank, ich erhielt sie doch.“

„Hell nahm Abschied von der geist- vollen Dame, ging hinauf auf eine Dampfheißwasserleitung und löste ein Billet nach Kopenhagen auf dem Dampfer „C. P. A. Koch“.“

## 6. Kapitel.

Im Eibolische ging es, wie immer, gegen Mittag sehr laut zu. Fast der ganze Ruffenstab des Zirkus und „National“ war bei seinem Nachmittags- kaffee versammelt und alle möglichen Sprachen vernahmte sich zu einem starken Gesumme. Ein paar arabische Baboukfrüherer saßen sich in einem Spiel Domino, so daß sie jeden Augen-

blick handgreiflich werden konnten. In einer warmen Ecke bettete eine deutsche Kuppelstängerin den Redakteur einer Boulevardzeitung um eine gute Kritik an.

Amerikanische Instrumentalblows, deutsche Akrobaten und französische „Excentrics“ hatten sich in Gruppen vereinigt, Direktoren und Kollegen tei- lichernd, während die merkwürdig ma- garen Aufwärter, deren sich das Cafe rühmt, diskret hin und her huschten.

In einem der kleinen separaten Ka- binette finden wir Ostar Hell in einem Gespräch mit einem älteren, energisch aussehenden Herrn, einem höheren Be- amten bei der Kopenhagener Geheim- polizei.

Die beiden Herren kannten sich seit einem der früheren Kopenhagener Ver- suche Hells; sie hatten manches Gespräch bei Wibel und a Porta mit einander geführt und der Beamte hörte sehr in- teressirt den Bericht über die Kaprice seines Freundes, wie er es nannte, an.

„Sage mir, glaubst Du, daß Bühr- ring für den Augenblick hier in Kopen- hagen ist?“

„Das glaube ich kaum, Hell. Ist der Kerl ein solcher Fuchs, wie Du meinst, und ist es ihm darum zu thun, sich das Geld fenden oder bringen zu lassen, ohne Verdacht zu erregen, dann wird es seine Aufgabe sein, diejenigen zu er- münden, die vielleicht mit näheren Nach- forschungen in dieser Sache betraut sind. Du mußt immer von dem aus- gehen, was Du selber in einem solchen Falle thun würdest. Der Kerl gab vor, nach Kopenhagen reisen zu wollen. Gut! Also muß er erwarten, von seiner An- kunft an dort kontrollirt zu werden. Aber auch nur kontrollirt, vergh das nicht. Sie können ihn nicht auf bloße Scheingründe hin festnehmen, sondern müssen beweisen können, daß er im Besitz von Geld ist, über das er keine Erklärung geben kann. Ich glaube auch nicht, daß Du auf sonderlich wirkungs- volle Hilfe der ausländischen Polizei rechnen kannst. Die Ausichten sind zu gering.“

„Aber was glaubst Du denn?“

„Ja, das sollst Du bald vernehmen. Als ich gestern Abend Deinen Brief er- hielt, in dem Du mich um meine Mit- hilfe ersuchtest, da prüfte ich sogleich die Melbekisten. Du weißt, hier muß jeder Ausländer, dem Wohnung ge- geben wird, innerhalb einer gewissen Frist bei uns angemeldet werden, aber ich fand seinen Namen nirgends. Es könnte möglich sein, daß er sich bei der einen oder anderen obskuren Privat- familie in einer der Vorstädte einge- schlichen hat, es giebt genug solche, die gegen eine kleine Entschädigung detari- ge Geschäfte betreiben, aber ich glaube es kaum. Ich bin eher geneigt, anzu- nehmen, daß er in Ruhe und Bequem- lichkeit in einem der schwedischen Städt- chen an der Südküste lebt.“

„Aber so kann er sich ja von dort aus mit denjenigen oder denen, die das Geld für ihn in Verwahrung haben, in Verbindung setzen.“

„Halt Freund. Du räsonnirst ein bißchen zu schnell. Du darfst nicht als eine gegebene Sache betrachten, daß der Bauer, von dem Du sprachst, sein Mit- schuldiger ist. Es giebt natürlich auch droben in den Bergen Norwegens ver- brecherische Kerle, aber es erscheint mir doch etwas sonderbar, daß ein Chris- tianer Herr von seiner Sorte so weit nach einem Mitarbeiter suchen sollte. Der Mann kann ihn wohl irgend etwas anderem aufgeführt haben. Nein, meine Meinung ist, daß er das Geld einfach verborgen hat und jetzt ganz ruhig Monate oder Jahre wartet und dann eines schönen Tages, wenn er die Sache wie sich selber vergessen wähnt, zurück- reist und die Moneten holt. — Dir!“

„Profil, mein Freund!“

„Indessen,“ fuhr er fort, als sie hin- ausgenommen waren und Arm in Arm den Westboulevard hinaufspazierten, „ich werde ihn im Auge behalten, wenn er gekommen ist oder noch kommt. Wo wohnt Du?“

„An Dagmar!“

„Ah, dort ledest Du keine Noth. Bleibe dortläufig acht oder vierzehn Tage hier. Gleich ihm diese Photo- grabbie, die Du mir gegeben hast?“

„Wohrscheinlich. Du weißt, ich kenne den Mann nicht persönlich. Ich sah ihn nur ein paar Male in der Aktienbank. Dieses Bild entdeckte ich bei einem ge- meinlichkeitsfälligen Bekannten und es soll ein halbes Jahr vor seiner Verhaftung aufgenommen worden sein. Als er wieder frei wurde, trug er allerdings Vollbart, den er aber vermuthlich wie- der abgenommen hat. Er war ein we- nig rüchlich, trotz seines dunklen Haar- es und das ist bekanntlich etwas un- bequem, wenn man wie er die größ- ten Einflüsse des Lebens daran macht, um bei den Damen sein Glück zu machen.“

„Nun ja — Du wirst bald von mir hören!“

Die beiden Freunde trennten sich. —

Am folgenden Nachmittags klopfte der Hotelbote bei Hell an und ersuchte ihn, hinab an das Telephog zu kom-

men. Ein Herr wolle mit ihm sprechen.

Es war kein Freund von der Polizei.

„Höre, nun habe ich Deinen Mann. Er ging gerade zur Thüre hinaus. Er zog heute Morgen in der „Gludlerche“ in der „Lille Studiestræde“ unter dem Namen Henry Olsvig ein, der Wirth aber, der heraus kam und den Reisenden anmelde, und der früher ein paar Male erklidliche Buhen wegen ver- schiedener Dinge sich auf den Hals geladen hatte, versucht sich jetzt immer bei uns einzuschmiegeln, aus Furcht, er könnte sonst seinen Erwerb verlieren. Er theilte mir mit, daß er in dem Hut des Mannes eine alte Visitenkarte mit dem Namen Bühring gefunden habe.“

„Nun — und was dann?“

„Da lieh ich den Mann heraufzufen und verlangte eine Erklärung von ihm.“

„Und was weiter?“

„Ja, hier hast Du es mit einem durchtriebenen Schelm zu thun. Er gestand mir mit nassen Augen und vielen Worten, daß er Bühring heiße und in Norwegen einen Fehltritt begangen habe und jetzt auf dem Weg der Befreiung sei. Er befindet sich nur auf der Durchreise hier und habe einen anderen Namen angenommen aus Rücksicht auf die vielen Norweger, die sich zur Zeit hier aufhielten und von denen er un- gern erkannt sein wolle, wenn er auf einen von ihnen stoßen sollte.“

„Was thatest Du dann mit ihm?“

„Wenig oder nichts. Ich gab ihm eine Ermahnungs- und Aufmunterungsrede mit auf den Weg, um nicht seine Wirthtrauen zu erregen, ertheilte ihm zugleich Erlaubniß, seinen fingir- ten Namen zu benutzen, so lange er hier wäre und seine Seitenprünge zu ma- chen und sandte ihn zurück in die „Gludlerche“.“

„Jetzt hast Du ihn also dort, für das übrige maßt Du selber sorgen. Guten Morgen!“

## 7. Kapitel.

Die „Gludlerche“ ist kein fashio- nables Hotel, steht aber doch nicht so tief, als daß es in der Reichthumszeit nicht von einer Anzahl sparamer jütischer Reichthumsleute besucht würde, was der runde Wirth in einem Fremden mitarbeiten vergh, der zum er- sten Mal durch seine niedrige Thür eintritt.

Zu dieser Zeit hatte der Ort sein ge- wöhnliches Aussehen. In der „Stamm- ede“ saßen eines Nachmittags einige politisirende Landhingsbauern und predigten „Sparsamkeit im Staats- haushalt“, die übrigen Plätze im Cafe waren hauptsächlich von dicken, roth- nägigen Viehhändlern besetzt, die Ge- schäfte machten und „Schwunddreißig“ spielten. Hinter dem Schänktisch sah ein trüges „Holländermädchen“ und schlummerte hinter Schweinsfüßen und Schlachtwürsten.

„Entschuldigen Sie, liebes Mam- sellchen, ist hier nicht ein Zimmer zu haben für einen müden Reisenden? Mein Name ist Malmberg, Viehhän- dler von Sørbort.“

Die Jungfer erwiderte aus ihrem Schummer. Vor ihr stand der voll- ständige Typus eines schwedischen Viehhändlers, kräftig und robust mit ausgeprägter bäuerlicher Solidität in seinem Wesen.

„Ich glaube leider nicht. Doch ich werde hinüberbringen zum Wirth und fragen, wie es mit dem Zimmer des Norwegers steht. Ah, da kommen die beiden Herren. — Nun können Sie mit ihm selber sprechen.“

Es war das erste Mal, daß Hell Gelegenheit hatte, Bühring in der Nähe zu beobachten. Er hatte sich nicht son- derlich verändert. Seinen Vollbart hatte er abgenommen und er sah ver- hältnismäßig gut aus, aber die kalten grauen Augen mit dem stehenden Bild verließen dessen ungeachtet dem sonst angenehmen Gesicht etwas Abstoßendes.

Er war in diesem Augenblick roth und ergrüht und sprach mit dem Wirth in einem sehr erbitterten Ton.

„Vielleicht wäre es am besten,“ hörte ihn Hell im Nebenzimmer sagen, „wenn ich aus Ihrem erbärmlichen Loch aus- zöge, trotzdem ich beabsichtige habe, mich wenigstens einen Monat lang hier niederzulassen. — Aber wenn einem der Hut verstaubt wird.“

„Mein besser Herr,“ fiel der Wirth sanft und schmeichelnd ein, „ich bitte Sie tausend Mal um Entschuldigung. Es war ein keines Mißverständniß. Aber meine Pflicht als Wirth —“

„Ah, zum Teufel mit Ihrer Pflicht! Verschaffen Sie mir ein respectables Abendessen, sonst nehme ich schon heute Abend Reißaus!“

Hell hatte genug gehört, und indem er seinen Hut ergriff, benutzte er die Gelegenheit, um der Jungfer einen langen, warmen Blick zu werfen, den dieselbe bereitwillig mit einem, wenn möglich noch mehr entgegenkommenden Honorirte.

„Frau Sörensens Privathotel,“ las er gerade über die Straße. Er trat ein, verlangte Wohnung und erhielt ein sehr nettes Zimmer im zweiten Stock.

„Nun gut,“ sagte er zu sich selber, „jetzt beginnt also das Spiel. Bist Du der Fuchs, als den Dich die Leute be- trachten, so gehst Du vielleicht nicht so leicht in die Falle. Aber ich werde mein Möglichstes thun, das verspreche ich Dir.“

Hell blieb in den drei oder vier Tagen auf seinem Zimmer. An seinen Fenstern konnte er beobachten, wann Bühring ausging und wann er wieder heimkam.

Die einzigen Ausflüge, die er un- ternahm, waren quer über die Straße nach der „Gludlerche“, wo Marie, die Jungfer, jeden Tag mit immer größer werdender Ungeduld sein Kommen er- wartete.

Der hübsche, stattliche Viehhändler hatte den Rest, den sie noch von ihrem Herzen übrig hatte, in Feuer und Flamme gesetzt, und seine vielen klei- nen Aufmerksamkeiten in Form von Geschenken und schönen Redensarten hatte ihr die schwache Hoffnung ver- liehen, in nicht allzu ferner Zukunft Frau Malmberg werden zu können.

Eines Tages sah er wie gewöhnlich drüben in der „Gludlerche“, mit einem Glas „alten Karlsberger“ vor sich. Er war allein im Cafe und benutzte die Gelegenheit, gegenüber der Jungfer das Gespräch auf den Norweger zu lenken, der hier wohnte.

„Sagen Sie mir, liebe Marie, ist dieser Kerl, der hier wohnt, ein respect- abler Mensch?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Malmberg. Er ist fast den ganzen Tag draußen.“

„Er ist jedenfalls ein armer Teufel.“

„Das ist sehr möglich, aber er be- zahlt doch wenigstens jeden Tag seine Rechnung.“

„Ich brauche zu einem gewissen Zweck einen norwegischen Kommissar, weiß der Teufel, ob der Kerl sich verwenden läßt. Sehen Sie, Fräuleinchen, ich will mich verheirathen, und da muß man, der Hente hol's, Geld verdienen.“

„Darf ich fragen, wer die Glückliche ist?“

„Das darf ich noch nicht sagen, Schätzchen. Das werden Sie später ver- nehmen, das heißt, wenn ich Sie ein bißchen besser kennen gelernt habe. — Hat er eine große Korrespondenz, dieser Norweger. Ist er Geschäftsmann?“

„Das glaube ich kaum. Nur ein ein- ziger Brief ist für ihn angekommen, aber es war auch ein recht sonder- barer.“

Sie lachte herzlich.

„Wieso, Fräuleinchen? — Nur her- aus damit! Es unterhält mich.“

„Ja, es war heute Vormittag. Er hatte schon gestern Mittag nach Briefen gefragt. Heute kam, wie gesagt, einer für ihn. Er erhielt ihn im Cafe und öffnete ihn sogleich. Aber können Sie errathen, was im Briefumschlag war?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Aber ich konnte es ganz zufällig sehen. Es waren nur zwei Karten. Stenatand und Herzog!“

Hell stimmte in ihr Lachen ein. „Das ist eine vertheilt lustige Korrespon- denz. Es ist wohl irgend eine kleine Dame, die ihm auf diese Weise einen Posten geschickt hat!“

Hell bezahlte, nahm zärtlich Abschied und verließ die „Gludlerche“.

„Sage mir doch, Kommissar, was denkst Du von der ganzen Geschichte?“

Die beiden Freunde sahen vor einer Tasse Kaffee bei „Reidendam“.

„Nun, sie hat Dir wenigstens Ge- weisheit über ein Ding verschafft.“

„Ja, wirklich. Ich kann nun doch mit Sicherheit annehmen, daß der Mensch einen Mitschuldigen hat!“

„Das meinte ich gerade.“

„Diesen Brief muß ich in die Hände bekommen.“

„Das geht nicht so schnell, mein Freund.“

„Das weiß ich wohl, hilft aber nichts. Ich will ihn haben.“

Es strahlte eine unbändige Energie aus dem offenen Gesicht mit den blen- denden dunklen Augen und den aufgese- henen, zusammengepreßten Lippen.

Der Kommissar lächelte factiosisch. „Und wenn es Dir gelingt, desselben habhaft zu werden, dann erzähle Du mir vielleicht Dein Verfahren, damit ich meinen Untergebenen einen kleinen Kurs in der höheren Detektivkunst er- theilen kann, wie?“

„Meinetwegen.“

Sie verließen beide das Lokal vor den Augen des knurrenden gallonirten Portiers.

## 8. Kapitel.

Es ist kaum gläublich, daß einer mei- ner gebrühten Leser seinen Fuß jemals in „Olger Däne“ oder den „Schryp- topf“ gesetzt hat. Die beiden klei- nen düsteren Kneipen liegen einander gegenüber fast in der Mitte des ältesten Stadtviertels von Kopenhagen und sind gleichsam „Mausfallen“ der Kopenhagener Polizei. In denselben versammelt sich die schlimmste He- fe Kopenhagens oder besser gesagt, das Elitiorps der Verbrechermelt im „Paris des Nordes“.

Die eigentlichen Banditen, die Trun- tenbolde, die dann und wann in irgend einem entlegenen Winkel durch Dro- hungen sich ein Kronenstück aneignen und jeden zweiten Tag gegen Kauferei und Widerstand gegen die Polizei ab- gefahrt werden, haben kein Heimath- recht in den zwei düsteren, wenig lau- benden Kellern. Der Talschneider, der, wenn die Zeiten gut sind, dem extra- vagantesten Boulevardlöwen an forre- tter Eleganz in nichts nachgiebt, der erfahrene Fehrbrecher mit den moder- nen Waffen contra Sicherheitsbüch- ser und Patentschränke, und der Schwindler, der heute falsch spielt und morgen Annoncen für das eine oder andere universale Humbuquaternehmen sammelt, diese Thwen sind es, die den erwähnten Verlichtheiten ihr Beträ- ge

geben und um drentwillen sie existiren dürfen.

Die Polizei hat manchen Fang hin- ter den matten Glasthüren gemacht und mancher verdregene Kumpen hat in Nummer Sieber seine unheilvolle Vor- liebe für seine Stammkneipe beweinen müssen.

Ostar Hell sah am Abend in einer einsamen Ecke des „Schrypstopfes“. Er hatte vorher in „Olger Däne“ nachge- forscht, aber nicht gefunden, was er suchte. Er war tompet unentfentlich und sah eher aus wie ein mittelaltiger Seemann, der, ein wenig angeheitert, nun auf gut Glück in einer Kneipe ge- landet ist, um sich sein retirirendes Glas Grog zu Gemüthe zu führen. Er bestellte mit sehr lauter Stimme seine Rantmodds und begabte prä- terlich aus einer gutgefüllten Börse, was etwa drei zweifelhaften Krizisten in einer entlegenen Ecke nicht entging. Er summte halbblau ein Bruchstück aus einem Lied und begann nach und nach einzuniden.

Gleich darauf kam eine ziemlich or- dentlich angezogene Person, die in der Ecke gesessen hatte, zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter.

„Entschuldigen Sie, lieber Herr, nur einen guten Rath! Wenn Sie Geld haben, dann dürfen Sie hier kein Schlächchen machen — Sie verstehen?“

„Na, warum?“

Die Frage kam in unverständlichem norwegischem Stabangerdialekt.

„Ja, ich muß Ihnen sagen, daß im Laufe des Abends hier allerlei Men- schen verkehren, so daß Ihr Taschen- buch leicht den Platz wechseln könnte.“

„Ich danke Ihnen! Ist ein Gläschen willkommener?“

„Ich jag nicht nein.“

Hell traktirte und der Fremde trak- tirte, und dem ersten stieg der Trunk augenscheinlich immer mehr zu Kopf. Als eine halbe Stunde verstrichen war, sah die ihm der Andere vorstichtig unter den Arm.

„Hören Sie, Freundchen, nun wol- len wir bei Gott hübsch nach Hause gehen und uns zu Bett legen. Wir haben beide einen ganz anständigen Rausch. Kommen Sie!“

Hell ließ sich schwankend mitführen hinaus auf die Straße, indem er durch die halbgeschlossenen Augenlider be- merkte, wie sein Begleiter einen ver- schändlichpollen Blick mit seinen frühe- ren Tischgenossen wechselte. Sie schwankten im Jidsag über die Straße. Hell taumelte derart, daß der andere Mühe hatte, ihn aufrecht zu halten.

Erstlich kam eine kleine Parkanlage in Sicht. „Hören Sie, mein Freund,“ sagte der Fremde, „setzen Sie sich einen Augenblick und ruhen Sie aus. Ihr Kopf ist in der That etwas schwer geworden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Kartoffeln und Ihre Zubei- tung.

Jetzt befinden wir uns in der Jah- reszeit, wo uns die alten Kartoffeln nicht mehr, und — wenn wir aufrecht- tig sein wollen, die neuen noch nicht so recht schmecken. Ueber diese Zeit hilft sich vielleicht manche Leserin hin- weg, indem sie sich etwas Mannigfal- tigkeit in der Zubereitung angeeignet, so daß, mit allerlei Zuthaten, dieses nützliche Gericht immerhin genießbar wird. Die einfache Salzkartoffel schmeckt uns um diese Jahreszeit nicht mehr so recht, selbst wenn sie besser zubereitet würde, als das Durch- schnittsmädchen es thut; es giebt per- fect tuchende Mädchen, die gleichwohl keine wohlgeschmeckende einfache Salz- kartoffel auf den Tisch bringen könn- ten. Das kommt daher, weil ihr sehr oft nicht die nötige Aufmerksamkeit zu- gewendet wird, eine Aufmerksamkeit, welche die Kartoffel ebenso gut für ihre Bereitung in Anspruch nehmen kann, wie jedes andere Gericht.

Schon beim Schülen und Zurecht- machen ist mit dieser Sorgfalt zu ver- fahren. Nichts ist häßlicher, als ein unansehnliches Kartoffelgericht, in dem die eine Frucht blau, die zweite gelb, die dritte schwarzlich aussieht, die flüchtig und ungleich geschnitten auf der Schüssel liegen. Bei einiger Uebung und gutem Willen ist es gar nicht schwer, ohne zu viel Abfall zu haben, die Kartoffeln rund und von möglichst gleichgroßer Form zu schälen. Dann werden sie gewaschen, mit kaltem Wasser aufgesetzt und auf gleichmäßigem Feuer gar gekocht, was in 25 bis 30 Minuten geschehen ist. Vor dem ewigen Auf- und Abbrüden des Topfes vom Feuer muß man sich hüten, auch möglichst kein neues Wasser dazu gie- hen. Wenn sich beim Anstehen oder Koffen die Kartoffeln gar erweichen, giebt man sie ab, bringt den Topf noch- mals auf das Feuer und schüttelt ihn unbedekt so lange hin und her, bis alle zurüdgebliebenen Wassertheile verdunstet sind und die Erdäpfel recht trocken und mollig erscheinen.

Bei Pellkartoffeln kocht man eben- falls möglichst gleich große und gleich- wächtig feine Stücke sauber. Sehr be- währte ist es, sie in lauem Wasser mit einer Wurzelbürste, die nur zu diesem Zweck benutzt wird, sauber zu bürsen, sie werden sich viel klarer und appeti- tlicher präsentiren. Will man, wie bei neuen Kartoffeln üblich, Kümmel und Petersilie mitkochen lassen, so giebt man den verlesenen Kümmel und die gewaschene Petersilie in ein sehr sauber ausgepültes Mullbeutelchen und thut dieses in den Topf. Anders- falls würden Kümmelkörner und Pe- tersilienblätter an den Kartoffeln kle-

ben bleiben und ihnen ein wenig appeti- tliches Aussehen geben.

Ältere Kartoffeln, die schon an Wohlgeschmack zu verlieren beginnen, kann man auf folgende Weise behan- deln. Die Kartoffeln werden nicht erst kurz vor dem Aufsetzen, sondern recht frühzeitig geschält, gewaschen und in kaltes Wasser gelegt, das bis zum Kochen einige Male gewechselt wird. Dann setzt man sie auf und läßt sie halb gar kochen, indem man in einem anderen Topf Wasser zum Sieden bringt. Man gießt nun das alte Wasser von den Kartoffeln ab, schüttet sie in das frisch tochende Was- ser und kocht sie darin fertig. Sobald sie weich sind, werden sie möglichst tro- den abgeseigt, gut abgedampft und mit gehackter Petersilie überstreut.

Schier unübersehbar ist die Zahl der Kartoffelgerichte, welche den Haus- frauen zu Gebote stehen, und es er- scheint unbegreiflich, wenn es vor- kommt, daß auf dem Mittagstisch all- täglich nur immer die ewig gleiche Salzkartoffel erscheint. Welche Fülle von guten, einfachen, wohlgeschmeckten und wohlfeilen Kartoffelgerichten steht uns zu Gebote. Wie gut und praktisch lassen sich übriggebliebene Kartoffeln braten oder reiben und dann zu Klöß- chen, Auflauf u. s. w. verwenden. Wir können Kartoffeln mit Fering, mit Schinken, mit Käse zubereiten, pikante und süße Speisen, selbst Torten von ihnen herstellen. Sehr verbreitet und hochberühmt sind auch die Kartoffel- puffer, die sich hier und in Deutsch- land großer Beliebtheit erfreuen. Neu- erdings bedient man sich im alten Ba- terlande vielfach des trefflichen „Kartoffelpuffermehls“ dazu. Die Haupt- sache dabei ist, daß dasselbe drei bis vier Stunden in Wasser angereicht steht, ehe man mit dem Baden beginnt. Sie sehen viel weicher aus, als die von geriebene, rohen Kartoffeln, welche bekanntlich leicht eine dunkle Färbung annehmen, und die mühsame und un- angenehme Arbeit des Reibens fällt fort.

Ganz vorzüglich ist eine, erst neu- erdings in der deutschen Küche bekannt gewordene, russische Kartoffelpaste, welche vielleicht einmal von dieser oder jener deutschen Hausfrau versucht wird. Dazu schneidet man 12—14 Unzen rohen Schinken und 10 Unzen fetten Speck in feine Würfel, ver- mischt dies mit 1 Pint fetter saurer Sahne, einigen feingehackten Zwiebeln und weichem, gestohemem Pfeffer. In- dessen hat man genügend Kartoffeln in der Schale gekocht, die man mög- lichst warm abgießt, in Scheiben schnei- det und mit der Schinkenmasse schicht- weise in eine mit Butter gestrichene Backform legt. Die unterste Schicht müssen Kartoffelscheiben, die oberste die Fleischmischung bilden. Dies Ge- richt wird eine Stunde im Brat- oder Backofen gebacken und sofort zu Tisch gegeben.

Als Beilage zu Bouletten, Brat- wurst, gebratener Leber oder Nieren- schnittchen kann man durchgeschlagene „Lorbeerartoffeln“ geben, die auch noch nicht allgemein bekannt sind. Die Kartoffeln werden roh geschält, in Stücke geschnitten, gewaschen, mit nicht zu reichlich Wasser aufgesetzt, dazu fügt man Salz, Butter oder Bratenfett, einige zerhackte Zwiebeln, Pfeffer und mehrere Lorbeerblätter, läßt sie kochen, bis sie auseinander fallen, giebt nach Geschmack einen Löffel guten Essig dazu und rührt sie durch ein Sieb.

Eine französische Vorschrift zu einem sehr pikanten Gericht, „Kartoffeln mit Wein“, ist ebenfalls höchst einfach. Die in der Schale gekochten, warm abge- zogenen und in Scheiben geschnittenen Kartoffeln werden in folgender Sauce eine Weile gut durchgedämpft. Man dünnt einen reichlichen Köffel gebackte Petersilie, etwas gehackten Schnitt- lauch, einen Löffel Mehl nebst Pfeffer und Salz in Butter gar und verthocht dies mit etwas Fleischbrühe oder Was- ser und ½ Pint Weißwein.

Zu Hannoverischen Kartoffelpuffern reibt man geschälte, große, mehligere Kartoffeln nicht zu lange vor dem Baden. Die stark hervortretende Flüssigkeit füllt man dann größtentheils ab, giebt Salz, 2 bis 3 ganze Eier, eine geriebene Zwiebel und einige ge- stohene Zwiebelsäcke in die geriebene Kartoffelmasse und verthocht alles gut. Statt der Eier kann man auch viden sauren Rahm nehmen; Eier sind aber besser. Zum Baden ist ein luftiges, gutes Feuer notwendig und viel Fett; Schmalz, Nierenfalg (auch beides ge- mischt) oder Buch- oder Mohndöl. In eine Pfanne mit reichlich tochendem Fett thut man mit einem Ruchensöffel 3 bis 4 Häufchen Brei, drückt sie platt und glatt und bädt sie rauch auf bei- den Seiten knusprig und gelbbraun. Man muß die Puffer direkt aus der Pfanne auf heißem Teller serviren, damit sie nicht weich und unschmack- haft werden.

Kartoffelkoteletts. 4 große Kartoffeln werden bis zum Erweichen der Haut gekocht, noch heiß geschält und auf einem Rubelbreit ganz gut zerdrückt. In der Mitte dieser Masse wird eine Grube gemacht, mit Salz und Pfeffer gewürzt, nun wird ein Löffel Mehl daraufgestreut, in das Loch ein ganzes Ei geschlagen und alles tüchtig vermenet. Der Teig wird zu einer armdicken Wurst ge- formt, von der man Tranchen schnei- det, welche zu Koteletts geformt wer- den; in Ei und Paniermehl gewendet, steckt man in den spigen Theil des Koteletts ein kleines Hölzchen, wel- ches den Knochen verstopfen soll, und bratet sie schön gelb.